

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wid in Breslau.

N. 36.

Mittwoch, den 4. Mai 1864.

II. Jahrgang.

Die Breslauer Hausblätter erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die Kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden bei einer Auflage von über 2850 Exemplaren mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Weltshändel.] Wie man meldet, haben die Dänen Friedericia mit Zurücklassung vieler Geschütze geräumt und hatten wir also Recht, wenn wir behaupteten, mit dem Düppeler Schanzenslurm sei Dänemark in Schleswig schwach gemacht worden. Vorläufig dürfte das Blutvergießen ein Ende haben und die Conferenzmächte werden alles thun, um weiteres zu verhüten, weil Frankreich und England den großen Krieg fürchten und Rußland sicher kein Gelüste hat, die möglichen Folgen eines allgemeineren Brandes in Polen zu erproben. Auch Oesterreichs Politik weist auf Frieden hin, da die revolutionären Wühlereien ihm beizuhelfen Opfer aufgelegt haben, welche seine Finanzen nicht auf einen grünen Zweig kommen lassen. Preußen hat auch kein Interesse, sich in halsbrecherische Händel zu verwickeln. Es ist also allseitig Friedensbedürfnis vorhanden, nur wird es schwer halten, ihm sobald Rechnung zu tragen, weil dies zunächst durch Vorschläge in der deutsch-dänischen Streitsache verhindert werden möchte, welche darauf hinielen, Dänemark auf diplomatischem Wege alles wieder zu geben, was es im Kriege verloren. Unseres Erachtens dürfen die deutschen Regierungen sich eben nicht einschüchtern lassen und können eine sehr entschiedene Sprache für die Erbherzogthümer führen und müssen es auch, wollen sie nach glorreichen Siegen nicht eine moralische Niederlage erleiden, die viel schlimmer, als der Verlust einer Schlacht. Die Herzogthümer müssen gegen kaiserliche Willkür und Eingriffe in ihr nationales Recht und Leben sichergestellt werden. Das ist die Aufgabe der beiden Regierungen, deren Lösung alle erwarten, ob sie nun für das Schicksal Friedrichs von Augustenburg, oder für eine Personalunion der Herzogthümer mit Dänemark oder auch für eine preussische Suprematie über dieselben das Wort ergreifen. Hauptsächlich wird mit der Lösung der nationalen Herzogthümerfrage auch die der religiösen Freiheit erfolgen und der schmachvolle schlesische Fanatismus gegen die katholische Kirche, der wie ein alter Rostfleck sich 300 Jahre der lutherischen Verbotskraft angesetzt hat, aufhören, zumal dem Recht der Katholiken doch jetzt auch das Schamgefühl zu Hilfe kommen muß, weil merkwürdiger Weise die Befreiung der Herzogthümer wesentlich katholischen Soldaten zu verdanken

ist, während die Last des Krankendienstes ebenfalls vorzüglich von katholischen Ordenspersonen getragen wird. Ob also Jemand noch die Unverschämtheit haben wird, die Katholiken in Schleswig-Holstein wie rechtlose Sklaven zu betrachten und zu behandeln?

Freilich wird's noch Kämpfe mit einem wahrhaft verstandlosen Fanatismus im Norden sehen, wenn das Hamburger Unkrautblatt, „die Nessel“, das Urbild für dasige Rechts- und Liebesstimmung ist, welche einen katholischen Vater daselbst, der in gemischter Ehe lebt, öffentlich begeistert, weil er seinen „Sohn katholisch taufen ließ und so erziehen läßt,“ obgleich „seine protestantische Frau damit nicht einverstanden sei.“ Gegen „solchen katholischen Unfug“ ruft die „liberale Brennnessel“ die Polizei auf. Kann die Dummheit gepaart mit bochheimigem Haß weiter gehen?

In Deutschland ist solcher kopfummer Fanatismus höchstens noch in einigen liberalen Kleinstaaten bei gewissen „liberalen Zeitgeistmachern“ vorfindlich, namentlich in Baden, wo die Sippe Freiheit und Recht der katholischen Kirche nicht vertragen kann und Fußfesseln und Handschellen für dieselbe bereitet. Zur Zeit versucht sie die Schule in die liberalprotestantische Zwangsjacke zu stecken und da Bischof und Priester und katholisches Volk sich die liberale Nothzuchtigung nicht gefallen lassen wollen, hagelt es von liberalen Schimpfreden gegen „Ultramontanismus,“ „Mißbrauch der kirchlichen Freiheit,“ „Störung der öffentlichen Ordnung.“ Natürlich sind das verrostete Waffen, mit denen sich heut kein katholisches Kind mehr einschüchtern läßt und die „kleinen liberalen Despoten“ in Baden werden sich gewöhnen müssen, auch jetzt wie im früheren Streit gegen die Kirche eine wohlverdiente Niederlage zu erleben.

Die glaubensschiffbrüchige Sippe scheint überall die Zeit für sich gekommen zu meinen, wo sie unterstützt von dem seinen böshaftern Haß gegen das Christenthum offen zur Schau tragenden Reform-Literaten-Judenthum ihren Vankeroth an Wahrheit und Tugend als geistige Fortschrittserrungenschaft zu Markte trage. Unserer Zeit war es vorbehalten, die Erniedrigung des Menschen zum zweibeinigen Vieh, seine Entlösung von göttlichen Gedanken und Be-

strebungen als „Fortschritt“ anloben zu dürfen und die heidnische Versunkenheit in ihrer gräulichen Entartung als die dem Menschen zukommende „Freiheit“ anzupreisen. Die Gottesleugner errichten ihre Kanzeln und die neuen Judas im Dienste der Nachkommen der 30 Silberlinge machen Geschäfte, sollten sie auch schließlich, wie oft geschieht, das Geschäft schließen mit — Aufhängen. Wie tief aber manchmal selbst schon das protestantische Volk gesunken, wie namentlich der Fabrikengöze dasselbe im Dienste des Kapitals, dem da Leib und Seele verschrieben ist, entwürdigt hat, das zeigte sich unlängst in der Schweiz, wo an einem Fabrikort im Canton Zürich ein Prediger gewählt ward, welcher ein richtiger Lasterer des Sohnes Gottes und Verleugner des Christenthums in einer „Osterpredigt“ eine Vergleichung zwischen Christus und Judas anstellte, die eine besondere Vorliebe für Lestern zu verrathen scheint, „weil Judas freiwillig sein Leben für seine Ueberzeugung opferte, während Christus das nicht gethan habe, indem er ja von Anderen gewaltsam getödtet worden, und bloß insoweit freiwillig gelitten habe, als er nichts zu seiner Befreiung unternommen. Zwingli habe ein größeres Opfer gebracht als Christus, weil ersterer Weib und Kinder zurückließ, während letzterer bloß eine Mutter zu verlassen hatte.“ Diesen „Blödsinn“ lassen sich die Leute statt des „Evangeliums“ predigen! Haben wir da nicht den verlorenen Sohn, der statt am Tische seines „Vaters“ mit den „Säuen“ dinirt?

In London hat der Garibaldiakt ein frühes Ende genommen; der „Gott des revolutionären Italiens“ hat abziehen müssen, weil er es zu toll trieb und dem britischen Ministerium die Suppe versetzte. Aber diese kurze Sprißfahrt ist doch nicht mit Gold zu bezahlen; sie hat vieles essenbar gemacht, was die Blindheit nicht sehen wollte. Garibaldi hat seine Verbrüderung und Uebereinstimmung mit den schmutzigsten Verschwörern proklamirt und hat, besucht von dem tactlosen englischen Kronprinzen und gehätschelt von Palmerston und der Aristokratie ohne abliges Bewußtsein, einen gründlichen Keil zwischen England und Frankreich getrieben, der den deutschen Herzogthümern auf der Conferenz zu Gute kommen dürfte. Garibaldi hat sich offen auf die Seite der Feinde Deutschlands gestellt, indem er einer dänischen Deputation erklärte: „Ich bin erfreut, Sie zu sehen und Ihnen versichern zu können, daß meine Sympathien mit Ihrer kleinen edeln Nation gehen, welche mit so kolossalen Mächten im Kampfe ist. Ich bin ein treuer Freund des tapfern dänischen Volkes. Mein Herz ist mit Ihnen; und wenn ich wüßte, daß die dänische Regierung meine Dienste annehmen wollte, so wäre ich geneigt, ihr dieselben anzubieten; und wenn ich für Ihre Sache falle, so würde ich fallen im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind Italiens, Dänemarks und der Freiheit.“ Das ist eine unsterbliche Blamage für die deutschen fortschrittlichen Verehrer dieses Revolutionschefs und ein schlimmes Präjudiz für ihren „deutschen“ Patriotismus. Garibaldi hat sich durch seine Reden als einen unleidlichen Schwäger prostituiert, der gleichzeitig „Dänemark und Nordamerika“ seine Dienste anbot, wenn es vonnöthen

wäre, so daß selbst die „Times“ zu verstehen giebt, er habe vielleicht „das Herz eines Löwen, aber den Kopf eines Esels.“ Garibaldi hat England selbst aufs schmächtigste bloßgestellt, indem er den Erfolg der insamsten Revolution in Süditalien ihm zu Gute schrieb und ausplauderte, was der alte Feuerbrand mit seinen Gefellen zwar mußte, aber nicht so an die große Glocke gehängt wissen wollte. Alles zusammen nebst der Gefahr, daß die Arbeiter Londons sich des Generals bemächtigen möchten, um ihn zu weiteren unangenehmen Auslassungen zu veranlassen oder daß die Jesländer, deren katholisches Gefühl aufs Empörendste niedergetreten wurde, in ihrer Erbitterung den „General“ durchbläuen könnten und vorzüglich die Furcht vor Napoleon, dem man mit diesem Revolutionskult in's Gesicht schlug und den man auf der Conferenz doch durchaus braucht, bewirkte, daß Garibaldi sich aus dem Staube machen mußte, ehe er seine dummen Streiche noch vollzählig machen konnte, was wirklich schade ist. Der „Examiner“ faßt diese beschleunigte Abreise scherzhaft auf und schreibt: „467 Deputationen hatten darum gebeten, Garibaldi vorgestellt zu werden, und Damen, alle jung und schön, schickten in Summa 267,000 Gefuche um Haarlocken ein. Nach vorgenommener Berechnung stellte es sich als Thatsache heraus, daß Garibaldi, nachdem er sich alle Haare vom Kopfe, so wie seinen Schnauz- und Backenbart hätte abschneiden lassen, noch 123 Perücken dazu hätte verwenden müssen, wenn er diesen Gefuchen hätte Genüge leisten wollen. Man hat das aber nicht gewollt und Garibaldi ist uns entzissen. Unsere Nährung erlaubt uns nicht, fortzufahren.“ Sonst ist über das Treiben dieses Revolutionärs nichts zu sagen; er hat sich als Werkzeug für die piemontesische Politik engagirt, welche im Bunde mit eidbrüchigen Landesverräthern den Raub auf ihre Fahne geschrieben und Italien mit Blut, Kerker, sittlichem und finanziellem Bankrott beglückt hat. Das ist bekannt, aber vielleicht noch nicht überall, daß die schlesische Zeitung vom 29. April den Freibeuter von Caprera und die Revolution in Schutz nimmt, wenn sie schreibt: „Dieser Mann (Garibaldi) hat in unseren Tagen, wo so viele der Worte und so wenig der Thaten gemacht werden, mit erstaunenswerther Kühnheit gezeigt, was ein Charakter auch mit geringen Mitteln für sein Vaterland leisten kann, wenn er vor keiner Anstrengung, vor keinem Opfer zurückschrickt, wenn er entschlossen ist, sich selbst zum Opfer zu bringen. Man wird doch von uns nicht verlangen, daß wir aus Liebe zu einer Anzahl von Dynastien, deren größtes Verdienst wahrlich nur darin bestand, auf dem Throne zur Beherrschung von Millionen geboren zu sein, kein Herz für die Völker haben sollen, welche unter diesen Dynastien moralisch, politisch und wirtschaftlich verkommen? Man wird uns doch nicht zumuthen, daß wir den ruhmlosen Sturz dieser Dynastien beklagen oder für sie gegen ihre Völker Partei nehmen sollen? In diesem Garibaldi vollzog sich eine Nemesis, welche alle Fürsten, denen es mit ihrem heiligen Verufe Ernst ist, stets vor Augen haben sollten, und wir sind der vollen Ueberzeugung, daß Fürsten, wie einst unser großer Friedrich, diesem um sein Vaterland verdienenden (!) Bürger ein Lorbeerreis (Kriidstod!) gereicht haben würden.“

Eine Correspondenz des „Monde“ aus Turin meldet, daß in der Charwoche und am hl. Ostersfest ein Drittel Personen mehr den hl. Sakramenten sich genähert habe als im vorigen Jahre. Es ist das ein Fortschritt, welchen man dem unermüdblichen Eifer des Clerus zuschreiben hat. Die Canoniker Giordano, Gastaldi, Barbesono und mehrere andere Fastenprediger haben große Erfolge erzielt. Die Thatsache ist so offenbar, daß selbst der König sie anerkennen mußte. Er ließ dem Canonikus Giordano, welcher die Fastenpredigten in der Kathedrale hielt, den St. Mauritius- und Lazarus-Orden überreichen gerade in dem Augenblicke, als er nach seiner letzten Predigt die Kanzel verließ.

Die Hoffnung auf den Sieg über die unmoralische Wirthschaft der Revolution in Italien ist im Steigen. Die „Unita cattolica“ zu Turin giebt ihr unter der Aufschrift: „Die Stunde Pius IX. und die Stunde seiner Feinde“ Ausdruck in folgenden Worten: „Die göttliche Vorsehung, welche in ihren unerforschlichen Rathschlüssen dem Siege der Gottlosigkeit, wie dem endlichen Triumphe des Rechtes eine Stunde bestimmt hat, giebt uns darüber in der heiligen Schrift selbst die deutlichsten Fingerzeige. Die Leidensgeschichte unseres Erlösers, immer voll der heiligsten Wehmuth und der heilsamen Lehren und Ermahnungen, erinnert uns beständig an diese zwei verschiedenen Stunden. „Noch ist eure Stunde,“ spricht Jesu zu den ihn ergreifenden Juden, und nachdem Er auf der Hochzeit zu Kana zu seiner Mutter gesagt: „noch ist meine Stunde nicht gekommen,“ rief er doch bald nachher, bei Vollbringung des ersten Wunders, aus: „Die Stunde ist da, verherrliche, o Vater! Deinen Sohn.“ Oft verbarg sich der Heiland vor dem Volke, weil seine Stunde noch nicht gekommen war: doch endlich schlug sie die bittere Stunde des Lebens, aber auch bald jene der glorreichen Auferstehung.

Ähnlich verhält es sich mit dem Leben der Päpste, welche als Christi Stellvertreter ja nur Sein Dasein auf Erden fortsetzen. Auch bei ihnen finden sich zwei Stunden, die der Schwäche, des anscheinenden Unvermögens, und jene des Sieges, der ausgleichenden Gerechtigkeit. Die Stunde, in welcher die höllischen Mächte herrschen, und in ihrem Stolz die Kirche zu vernichten hoffen, ist zugleich die Stunde der Ungebuld für die Gläubigen, welche von Gott die Erfüllung seiner Zusagen erleben; doch der Herr erwidert: „daß die Stunde dazu noch nicht gekommen!“ Endlich erscheint sie aber immer und sicher die ersuchte Stunde der siegenden Allgewalt der Kirche, die Stunde Christi! Unterwerfen wir uns daher Seinem göttlichen Willen, in der festen Ueberzeugung, daß die Stunde nicht fern ist, in der Pius IX. sprechen darf: „Befreie, o Gott, Deine Kirche und verherrliche Deinen Statthalter auf Erden!“ Und unser Innerstes sagt uns, daß diese Stunde nicht fern ist und daß für Pius IX. oder seinen Nachfolger die Stunde der Freiheit, diese Stunde des Erbarmens und Vergebens schlagen wird. Hoffst, vertraut daher, ihr treuen Katholiken, denn das Erwachen aus dem Starrkrampfe ist nahe, in den uns die Revolution mit ihrer Lüge und ihrem Verrath versetzt, und wie bei dem Sohne des Hauptmannes im Evangelium wird die Wieder-

genegung zu derselben Stunde eintreten, welche der Herr bestimmt!

Die Nachrichten aus dem „befreiten“ d. h. „hetrogenen“ Griechenland lauten fortwährend überaus kläglich. Vierzehn Millionen angeliehener Gelder sollen unter dem jetzigen Regime neben den gewöhnlichen Einkünften verbraucht worden sein. Alle Kassen sind leer. Räubereien und Diebstähle werden überall her berichtet. Im Piräus wurden an der Kasse der Agentur des österreichischen Lloyd 100,000 Drachmen mit Nachschlüsseln entwendet. Der von Athen nach Theben gehende Omnibus wurde am 7. April im Olivenwald, eine halbe Stunde von Athen, ausgeplündert, die Passagiere aller ihrer Habe beraubt, und Briefe und Gepäc weggenommen. — Eine Abtheilung der Truppen in Patras hat das Beispiel der von Missolonghi nachgeahmt und gegen ihre Offiziere protestirt, weil sie Anhänger des Königs Otto seien. Kurz: der Segen der griechischen Befreiung, d. h. des Verathes an König, Eid und Pflicht ist ein würdiges Seitenstück zu der turinischen Corrigendenpolitik.

Aus **Krakau**, 18. April, meldet die „Kraukauer Zeitg.“: „Die k. k. Militärbehörde hat seither gestattet, daß den auf dem hiesigen Castell verwahrten Civil-Inquisiten von den Angehörigen oder Bekannten derselben auch Lebensmittel gebracht werden. Gestern wurden, wie uns mitgetheilt wird, in einem für einen dieser Inquisiten überbrachten Laib Brod vier Stück feine englische Feilen nebst der vollständigen Anweisung zu ihrem unauffälligen Gebrauch gefunden. Wir bringen diesen Fall zur öffentlichen Kenntniß mit dem Bemerkung, daß es Niemand Wunder nehmen dürfte, wenn in Folge dessen das Zutragen von Lebensmitteln für die in Untersuchungshaft Befindlichen ganz untersagt und der Zutritt zu denselben auf Fälle äußerster Nothwendigkeit eingeschränkt würde, und daß nur das Publikum selbst die Schuld trüge, wenn den Inquisiten die seither von den Behörden bereitwilligst zugestandenen Begünstigungen in der That entzogen werden sollten.“

Der Pariser Lumpensammler

ist gekleidet; zwei oder drei der pikanten Worte, die er überschwenglich mit der Rauchwolke seiner Pfeife oder einer in der Straße ausgelesenen Cigarre hinwirft, hätten manchen Akademiker zum berühmten Mann gemacht. Der Pariser Lumpensammler ist auch ehrlich, wie sein Gewerbe, und er erscheint selten vor dem Gerichte, denn er fürchtet, wenn auch nicht immer Gott, doch die Obrigkeit.

Diesen Erwerb zu ergreifen ist nicht schwer. Eine Erlaubnißmedaille, einen von Stroh geflochtenen Tragkorb, einen Stock mit einem Stachel, eine Laterne, und der Mann ist fertig. An gewöhnlichen Tagen verdient er sich 20 – 25 Sous, ohne die Nahrungsmittel, die er in den Rekruthäusern und in Schmutze findet. Aber das Gewerbe ist überbesetzt; außer den geborenen Lumpensammlern drängen sich alle Schiffbrüchigen aus der Gesellschaft hinzu: Bankerotte Geschäftsleute, Gelehrte und Künst-

ler, von Frauen gar nicht zu reden, deren viele einst in glänzenden Equipagen fuhren und in Sammet und Seide gingen.

Zu einem dieser Lumpensammler, Namens Louis, der 75 Jahre alt war, kam ein Geistlicher. Sein Aufenthalt war ein Loch von ungefähr 6 Quadratfuß; ein 4—5 Fuß hoher Haufen von Lumpen vertrat die Stelle des Bettes; das übrige Mobiliar bestand aus einem wackeligen Stuhle und aus Ueberresten von altem Papier, Eisen, Lumpen, Flaschen, Knochen, Schuhen und Mägen; an den Wänden hingen Lumpen und Papierstücke zum Trocknen, im Hintergrunde prangte eine hübsche Sammlung frischer Katzenhäute. Zu den Wohlgerüchen, welche alle diese Sachen ausströmten, kam noch der Geruch von Katzenfleisch-Magout. Dieses Gericht verschaffte er sich nach einem eigenen Systeme: Er nahm an, die Pariser Katzen machen Nachts ihren Gang über die Dächer und zerbrechen sich dort regelmäßig die Lenden; so fand er am frühen Morgen seine Fricassée auf der Straße, wie die Juden weiland das Manna in der Wüste.

Bei einem der Besuche, welche der Geistliche dem Lumpensammler zuweilen machte, erzählte ihm dieser seine Lebensgeschichte. Er hatte frühzeitig seine Mutter verloren, war dann in einen Hof hinabgefallen und hatte sich den Kopf beschädigt; dann wurde er Soldat, eine Kanonenkugel zerschmetterte ihm den Schenkel, und ein Lanzenstich drang in seinen Kopf; zuletzt wurde er Lumpensammler. Auf die Frage des Geistlichen, ob er auch zuweilen an Gott denke, antwortete er: „Wahrhaftig nie! Wie sollte man inmitten des Schmutzes aller Art, die Leute mit inbegriffen, an Gott denken können?“ Davon abgesehen war er ein Mensch von nicht fablem Herzen und äußerst gutmüthig; aber er hatte den Fehler, daß er zu tief in's Glas guckte. Wenn er übrigens auch gesagt hatte, man könne inmitten all' des Schmutzes nicht an Gott denken, so gestand er doch später, daß er dies bereue und daß er sogar alle Jahre einmal in die Messe gehe und Morgens und Abends ein Kreuz, welches ihm zur Zeit, als er in England Kriegsgefangener gewesen, ein Mitgefangener in den Arm eingeschnitten, küsse und dabei sage: „Guten Morgen, lieber Gott,“ oder „guten Abend, lieber Gott.“ Die Communion hatte er übrigens in seinem Leben gar nie empfangen, und als ihn nachher der Geistliche fragte, ob er dieses nachholen wolle, sagte er: „D gewiß, wenn es noch möglich ist, aber ich bin schon alt. Glauben Sie, daß mich der liebe Gott noch annehmen werde? Er wird keine Lumpensammler haben wollen.“ Nichtsdestoweniger lernte er eifrig den Katechismus.

Inzwischen vermittelte eine wohlthätige Gräfin, daß er bei den „kleinen Schwestern der Armen“ aufgenommen wurde. Hier verlangte man seinen Tausschein; er hatte keinen, und es fand sich auch keine Spur davon in Paris. Man mußte ihn also bedingungslos taufen. Bei den „kleinen Schwestern“ fühlte er sich über die Maßen glücklich. In der ersten Nacht fand er sein Bett so weich, daß er, um sein Glück recht zu genießen, gar nicht schlafen konnte und am andern Morgen Mühe hatte, sich in den Tiefen der weichen Federn, die unter dem Gewichte seiner Persönlichkeit entstanden waren, wiederzufinden. Er befindet sich hier fortwährend wohl, ist froh und vergnügt und ermuntert sogar durch seine Epäße und Witze die andern Greise. Nie

hätte er früher an ein solches Glück gedacht; er mußte eingestehen, daß die guten Schwestern liebenswürdig und wohlthätig sind. Es war wirklich rührend, den guten Greis an dem Tage, an welchem er nebst der Taufe auch das heilige Altarsakrament empfing, in tiefer Frömmigkeit sein weißes Haupt neigen und das Bad der Wiedergeburt empfangen, ihn gleichsam wieder ein Kind werden zu sehen, um in das Himmelreich einzugehen.

Louis befand sich früher in einem „Hotel garni“ für Lumpensammler. Die meisten derselben liegen in der Vorstadt St. Marceau unmittelbar hinter dem Pantheon. Hier ist das Reich der Lumpensammler, ihr politischer und commerceller Aufenthalt. Die Häuser sind baufällig und ungestaltet, die Fenster haben Glascheiben aller Art, sind zerbrochen, mit Pappier verkleistert oder mit Lumpen zugestopft. Familien, welche ganze Zimmer für sich haben, sind die Aristokraten der Zunft. Eine Kammer kostet täglich acht Sous, ein Kabinet sieben, eine Stelle in den gemeinsamen Wohnungen vier Sous, welche Summe gewöhnlich vorauszubehalten werden muß. Louis gehörte zur mittelmäßigen Klasse und hatte ein Kabinet für sieben Sous, in welchem er 16 Jahre unter Lumpen verlebte, ohne Verwandte und ohne Freunde, ohne Familie und ohne Lebensfreude, wie in einer Grube vergraben, Nachts wie ein Schatten in den Straßen von Paris herumstreifend und wenn der Tag ihn verschreckte, sein Lager aufsuchend. Als ihn der Geistliche besuchte und so freundlich mit ihm sprach, fühlte er sich zum ersten Mal seit vielen Jahren geliebt und liebte wieder.

Die Genossenschaft der Lumpensammler hat auch ihre eigenen Restauratiden und Gasthäuser. Die unterste Stufe in der Reihe dieser Lokalitäten nimmt die „goldene Gabel,“ die oberste das „Hotel Kalifornien“ ein.

Eine dieser Kneipen hieß „Paul Niquet“ und lag mitten im abscheulichen Viertel der Hallen, das nun abgetragen ist. Das erste hatte zwei Schenkflische, auf welchen Krüge und Flaschen mit allerlei prahlerischen Etiquetten wie „vollkommene Liebe,“ „Entzücken der Damen,“ „Brantwein der Braven,“ „Milch Heinrichs IV.“ aufgestellt waren. Hinter dem Schenkflisch wachten beständig zwei Bullenbeißer, die auf das erste Wort ihren Mann packten. Zwei der merkwürdigsten Stammgäste dieses Lokales waren ein altes Weib, das „die Herzogin“ hieß, und ein alter Mann, den man den Vater Jarfouillard nannte. Aus diesem Lokale, der Vorhalle, führte eine Glasthüre in einen tiefer liegenden Saal, an dessen Ende ein durch ein Brett abgeschlossener, der Saal der Todten genannter Winkel lag, wohin man die Betrunknen brachte, um dort auszuschlafen. — Der Saal zeichnete sich vor der Vorhalle nur dadurch aus, daß er drei große Tische mit den dazu gehörigen Bänken hat. Ein zweiter, an diesen ersten anstoßender Saal enthält die Aristokraten unter den Besuchern der Kneipe von Paul Niquet. Da servirt man dem Gaste einen Pfannkuchen von drei Eiern, eine Flasche Wein für fünfzehn Sous und für zwei Sous Brod.

Was das „Hotel Kalifornien“ betrifft, so befindet sich dasselbe außer der Barriere von Maine, nicht weit von der Bannmeile des Mont Parnasse und ist eine Garfuchenanstalt, die nicht bloß drei Säle im Hause hat, sondern auch den Anspruch macht einen Garten zu haben. Hier bekommt man um zwei Sous eine

ungeheure Schüssel voll Gemüse, um vier Sous auch eine Schüssel Fleisch dazu. Ob das Fleisch von Katzen oder Kaninchen ist, pflegt man nicht zu untersuchen. Außer der Gelegenheit zu essen hat man hier auch Platz zu ruhen, zu spielen, zu rauchen, zu schlafen.

Die Wohnungen der Lumpensammler sind eine Art Schuppen, der mit Abfällen aller Art von Oben bis Unten angefüllt ist. Jedes dieser Nester hat seinen Namen. Das berühmteste ist das *petit Bicoëtre* in der Straße *Mouffetard*; ein unterhöhlter Weg von engen, fast lichtlosen Zimmern, die um vier Franken monatlich vermietet werden. Hier ist die belebte und leblose Natur, Unrath und Brodkrüten, die Lumpensammler und Lumpensammlerinnen, todte Hunde und Katzen bunt durcheinander gemengt. Das Alles ist ihr Bett, ihr Reichthum, ihr Handel, mit und in Dem leben und weben sie.

Die Arbeit des Lumpensammlers hat drei Abtheilungen: die nächtliche Runde, das Auslesen und den Verkauf. Die Lumpensammler stehen vor Tagesanbruch auf. Die Augen auf den Boden geheftet, ergründen sie mit ihrem Blicke die unmerkbarsten Dinge; sie unterscheiden genau inmitten des Schmutzes den verrosteten Nagelknopf; nichts entgeht ihrem Nachsuchen. Scherben aller Art, Fesseln von ungewaschenen Lumpen, Stiefel- und Schuhabfälle, zerbrochene Gläser, Papierstreifen, Lampendochter, geliebte oder verhungerte Hunde, Cigarren-Überreste, Knochen aller Art, Gemüseabfälle, Alles ist dem Kaufmann gut, Alles mocht er zu Geld. Mit den 40 Sous, die er damit gewinnt, trinkt er recht gut durchkommen, aber er will nicht besser leben, er will vor Allem Wein und Brantwein, der sobald als möglich Lunge und Gehirn verbrennt.

Eine Abtheilung Lumpensammler sucht das alte Eisen in den Straßen auf, wenn während eines Regens das Wasser durch abhängige Straßen läuft; das gefundene Eisen und was sonst noch das Wasser mit sich führt, wird das Pfund um einen Sous verkauft. Unter allen Arbeitern giebt es keinen, der regloser und mit mehr Anstrengung arbeitet, als der Lumpensammler; nirgends aber findet man auch mehr Recllichkeit, Muth, guten Willen und gesunde Ansichten. Das Abstoßende seines Gewerbes mildert der Lumpensammler durch seine Phantasie: er singt, lacht, hüpfet; er hat tönende, klingende und silberne Dismen, er ist sogar stellenweise glücklich.

Im Allgemeinen lebt der Lumpensammler bandenweise; er ist nie allein, er liebt die Gesellschaft, weil er gerne schwätzt, hört und erzählt. Die Leute seines Gewerbes theilen sich in drei Klassen; an der Spitze stehen die Aristokraten der Zunft, Männer in den besten Jahren, verhältnismäßig gut gekleidet, den Tragkorb mit zwei glänzenden Riemen über die Schultern befestigt, am Stachelstock einen polirten Griff und eine Laterne in der Linken. Die zweite Klasse besteht aus Frauen, Greisen und Kindern. Der Tragkorb ist hinfällig und der Stock ohne glänzenden Handgriff. Die dritte Klasse ist die zahlreichste, gehört aber eigentlich gar nicht zur Zunft; es sind die Piraten des Handwerks, ohne obrigkeitliche Erlaubniß, ohne Tragkorb, Stock und Laterne, und sie nehmen was sie auf der Straße finden, wenn kein zünftiger Lumpensammler und kein Polizeimann in der Nähe ist.

Schule der Weisheit.

[Abbe Pasquier.] In Tour war ein demüthvoller Priester, den das Schicksal der Waisenkinder daselbst auf's Innigste rührte. Sein Herz blutete, wenn er an die Gefahren dachte, die diesen armen Kindern drohten. Niemand kümmerte sich um diese von aller Welt Verlassenen, außer gottlosen Seelenverkäufern, welche, wenn diese Kinder von schöner Körperbildung waren, die schändlichste Speculation mit ihren Reizen trieben. Der fromme Mann hatte kein Geld; er hatte kaum so viel, um sich nur täglich satt essen zu können; dennoch faßte er den Entschluß, ein Haus zu gründen, worin er Anfangs zehn Waisenkinder aufnahm. In der Folge ward die Anzahl größer, und Gott segnete sein Unternehmen. Der arme Priester blieb bei der kleinen Gründung nicht stehen; er baute auf die Vorsehung und seine Hoffnung ward nicht zu Schanden; die Beisteuern flossen ihm zu, er wußte selbst nicht woher. Aber es kamen auch Tage der Noth, und wenn diese recht dringend wurde, dann eilte er in die nächste beste Kirche, worin das Allerheiligste im Altare aufbewahrt wurde, klopfte mit der Hand an den Tabernakel und sprach: „Lieber Heiland, Deine Kindlein haben heute kein Brod.“ Und ehe der Tag vorüberging, gab ihm der Heiland jedes Mal den Beweis, daß er sein Klopfen gehört habe. Die Anstalt wurde blühend. Die Kinder wurden mit einer Sorgfalt behandelt, wie nur eine fromme zärtliche Mutter sie auf ihr Kind verwenden kann. Man ertheilte ihnen guten Unterricht; man lehrte jedes daselbst ein passendes Handwerk, und wenn sie das Haus verließen, sorgte man väterlich für ihr weiteres Unterkommen. Der Name dieses Wohlthäters der Menschheit aber verdient in goldenen Zügen auch heute noch geschrieben zu werden. Der verehrungswürdige Mann, der, ein Muster stiller Bescheidenheit, aller öffentlichen Bewunderung sich zu entziehen suchte, hieß Abbe Pasquier.

Ein Hochgewitter.

In einem abgeschiedenen Alpthale des Wallis lebten vor vielen Jahren zwei junge Bursche, die als die Söhne zweier Schwestern, die aber längst mit ihren Ehegatten nicht mehr zu den Lebenden gehörten, in naher Verwandtschaft zu einander standen. Diese beiden jungen Bursche nun — ich will sie Kuonz und Elbli nennen, indem die wahren Namen hier nichts zur Sache thun, — mochten sich im Alter ziemlich gleich stehen, und eben so sah es mit ihren übrigen Umständen aus, denn das Vermögen eines Jeden bestand bloß in einer kleinen Hütte, einigen Stücken Vieh, etwelchen Hufen Landes und einer entsprechenden Käseerei auf den Matten oben. Ueberdies glichen sie sich auch darin, daß sie Beide keine Geschwister und — einen einzigen Oheim, einen Bruder ihrer verstorbenen Mutter, der aber seit langer, langer Zeit verschollen war, ausgenommen — sonstige nähere Verwandte besaßen, sowie endlich darin, daß ihre äußere Gestalt, wenigstens für einen mehr oberflächlichen Beobachter, nicht viele Verschiedenheit zeigte. Durften sie sich doch Beide eines gleich kräftigen Körpers, einer gleich unerschütterlichen Ausdauer und einer gleich jugendlichen Frische rühmen! Nur hatte der Eine

von ihnen, der Kuoniz nämlich, Augenblicke, wo er sehr finstern und böse dreinschauen konnte, und dies war wohl auch der Grund, warum ihn die meisten anderen Bewohner des abgetheilten Alpthales in ihrem Innern nicht mit derselben Liebe umfaßten, als den immer gefälligen und freundlichen Elbli. Allein äußerlich machten sie keinen Unterschied, nicht einmal die Weiber und Mädchen, und so flossen die Tage und Monate dahin, ohne daß irgend ein widerwärtiger Zwischenfall den allgemeinen Frieden des Dorfleins gestört hätte. Die guten Leuten hatten ja fast keine Zeit, um nur den Samen der Zwietracht zum Keimen kommen zu lassen, da sie von früh Morgens bis spät Abends ihrer Arbeit nachgehen mußten, wenn sie nicht anders eine empfindliche Abnahme in ihrem Verdienste erleiden wollten! Doch mit einem Male und ganz unvermuthet trat ein Umstand ein, welcher das bisherige, gänzlich ungetrübte Stillleben unserer Thalbewohner in eine Art von Fluth bringen sollte, so ungefähr, wie ein Steinwurf eine ruhige See bewegt, und welcher zugleich der Anfang war von jenen wirklich tragischen Ereignissen, die ich in Kürze zu schildern unternehmen habe.

Ohne Zweifel denkt nun Mancher, der besagte Umstand werde die größtmögliche Ähnlichkeit haben mit jenem, welcher den trojanischen und schon so manchen anderen Krieg veranlaßt hat; allein dem war durchaus nicht so, sondern der Grund der allgemeinen Aufregung des Dorfes und besonders der beiden Vettern lag vielmehr darin, daß plötzlich der längst verschollene und für todt gehaltene Oheim des Kuoniz und des Elbli gleichsam wie ein vom Himmel herabgefallenes Meteor in dem abgetheilten Alpthale erschien und sofort erklärte, von nun an in dem Dorflein, als seiner Geburtsstätte, leben und sterben zu wollen. Uebrigens, — daß ich's recht sage, — auch hierin lag eigentlich nicht der Hauptgrund der Aufregung, sondern darin, daß der Oheim als ein reicher Mann, — reich wenigstens für die dortigen Verhältnisse, — zurückkehrte und keine anderen Erben besaß, als den Elbli und den Kuoniz. Das war doch gewiß ein Ereigniß, welches Klein und Groß in Bewegung setzen mußte und — wie heftig mußte erst die Bewegung bei denen sein, welche sich zunächst bei der Sache betheiligt fühlten, nämlich bei den beiden soeben genannten Vettern!

Vor zwanzig Jahren, also zu einer Zeit, wo die beiden jetzt fünfundsingzigjährigen Jünglinge erst kaum mit dem Gehen- und Sprechenlernen fertig geworden waren, hatte sich „der arme Sepp“ (so hieß man den jetzigen „reichen Oheim“ in seiner Jugendperiode) von seinen beiden damals noch lebenden Schwestern verabschiedet, um sein Glück in der weiten Welt zu suchen, dieweil er sich zu Hause nur mit der größten Anstrengung das Leben zu fristen vermochte. Er ging auch wirklich sogleich weit genug weg, aber wohin er ging, wußte Niemand, denn in dieser ganzen langen Zeit gab er auch nicht ein einziges Mal Kunde von sich. Ja sogar, als er, weil ihm ein kleines Erbtheil zufließ, von Gerichtswegen aufgefördert wurde, sich zu melden oder wenigstens seinen Aufenthaltsort zu nennen, schwieg er beharrlich still und eben so wenig wußte irgend ein Anderer etwas von ihm zu berichten! Wer hätte also unter solchen Verhältnissen daran zweifeln können, daß der arme Sepp todt — ganz todt sei? Mein Gott, ein Lebender meldet sich doch ganz gewiß, wenn es sich

darum handelt, eine Erbschaft anzutreten, und der arme Sepp wäre sicherlich der Letzte gewesen, welcher davon nichts hätte wissen wollen! Er mußte also unter allen Umständen todt sein, meinten die Leute, und so dachte auch das Gericht, wie leicht daraus ersichtlich, daß es das Erbe an die beiden überlebenden Schwestern, respective an ihre Söhne, den Kuoniz und Elbli, vertheilte.

Der Sepp war aber deswegen doch nicht todt und sogar nicht einmal krank, sondern nur viel zu weit entfernt, um etwas von dem Erbschaftsausruf zu lesen zu bekommen, denn — man denkt sich nur — er war, nachdem er sich in Holland das nöthige Reisegeld zusammengearbeitet, über's Meer hinübergeschifft nach Amerika, um zu sehen, ob ihm sein Glückstern nicht dort aufgehen werde. Das galt aber in jener Zeit noch als ein großes Wagniß, ganz im Gegensatz gegen die Jetztzeit, wo man eine solche Reise nur noch für eine Spaziersfahrt ansieht; ja wo man sogar Vergnügungstouren zwischen der alten und neuen Welt veranstaltet. Allein eben weil es ein Wagniß war, ließen sich nicht viele, sondern nur wenige Menschen zu der weiten Fahrt herbei, und hieraus folgte dann weiter, daß diese Wenigen in dem großen menschenleeren Welttheile sehr gesucht waren. So fand auch der arme Sepp leicht ein Unterkommen, und zwar ein sehr gutes; bei dem Unterkommen aber blieb es nicht, sondern wie er sich in die Verhältnisse zu fügen gelernt hatte und der Landessprache in Etwas mächtig geworden war, bot sich ihm sogar manche Gelegenheit, den bereit gemachten Sparspennig zu vermehren, oder, damit ich's kurz sage — er wurde nach und nach ein sehr vermöglicher Mann, der ganz bequem von seinen Zinsen leben konnte. Natürlich aber konnte es nicht fehlen, daß er bei der rastlosen Thätigkeit, die er entwickelte, seinen Körper fast übermäßig anstrenzte, und somit blieben auch die Folgen, die gewöhnlich mit der Uebertreibung verknüpft sind, nicht aus. Mit anderen Worten, nachdem er fast zwanzig Jahre lang Tag und Nacht auf nichts erpicht gewesen war als auf die Vermehrung seiner Dollars, fing sein erschöpfter Körper an zu stinken, und er mußte sich wohl oder übel dazu bequemen, das Zimmer und das Bett zu hüten. Allerdings besonders gefährlich sei seine Krankheit nicht, versicherte der Arzt, und er könne sich möglicherweise sogar wieder gänzlich erholen, „aber,“ setzte derselbe zugleich bedeutsam hinzu, „dies ist nur möglich bei ganz accuratem gutem Verhalten und insbesondere bei ganz subtiler und sorgfamer Verpflegung.“

Das waren hartklingende Worte für den armen oder vielmehr für den reichgewordenen Sepp, denn woher sollte er „die subtile und sorgfame Verpflegung“ bekommen, da er über dem rastlosen Arbeiten natürlich keine Zeit gefunden hatte, an eine Lebensgefährtin auch nur zu denken, viel weniger eine solche zu suchen und zu finden? Konnte er aber jetzt in seinem kranken Zustande das Versäumte nachholen? Nein, das ging nicht, und überdem — wenn er auch gesund gewesen wäre, so würde er sich doch lange besonnen haben, da er nunmehr in einem gereiften Alter stand, wo man bekanntlich in Bezug auf's Ehebandstehen aus hundert von Bedenklichkeiten zusammengelegt ist. Somit blieb er also sich selbst überlassen und pflegte sich eigenhändig, so gut er konnte; aber wie unendlich trübselig vergingen

da die einsamen Stunden, und wie viel hundert und tausend Mal mußte er der vergangenen Tage gedenken, da er sich noch in seinem Heimathorte unter dem elterlichen Dache befand? Wie ganz anders war's dort gewesen, wie viel traulicher, wie viel herrlicher, wie viel schöner, wie viel besser! Langsam, sehr langsam ging's mit der Genesung vorwärts, aber je langsamer es ging, um so riesenhafter wuchs die Sehnsucht nach der Heimath, die er durch ganze zwanzig Jahre hindurch gänzlich vergessen gehabt hatte und endlich konnte er selbige Sehnsucht gar nicht mehr bewältigen. Er faßte also den bestimmten Entschluß, sowie er nur halbwegs wieder hergestellt sei, all' sein Hab und Gut zu Geld zu machen und spornstreichs jenem abgeschiedenen Alstphale zu Wallis, in welchem er geboren war, zuzusteuern, um es nie mehr zu verlassen; diesen Entschluß aber führte er, sobald ihm der Arzt Heiserlaubniß ertheilte, getreulich aus, und nun wissen wir, warum der reiche Oheim des Kuonig und Elbli so urplötzlich und unerhofft in dem kleinen Alpdörlein erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

Breslau. Schon haben die barmherzigen Brüder den Bevölkerungsbau begonnen und die Grundsteinlegung am 20. April vorgenommen, wobei Herr Prälat Neukirch eine sinnige Ansprache hielt. Die Brüder, welche die Bausteine zu dem lobwürdigen Krankenaspel betteln und ersunderisch werden müssen, um den Grundstein mit dem Schlussstein zu krönen, haben nicht mit Anstand geglaubt, die bei der Grundsteinlegung gesprochene Rede ohne dem Druck übergeben selbst ein Schacht werden, aus dem dem Weiterbau sehr förderliches Silber herausholen lasse. Um ihren spekulativen Glauben zu befestigen, geht man in ihr Kloster und bittet sich die Rede aus.

— (Statistisches.) Geboren wurden hier 1863 überhaupt 3432 Kinder. Davon katholisch: 2116; protestantisch: 775; jüdisch: 307; dissidentisch: 34. Es starben: Katholiken: 1903; also mehr geboren als gestorben: 213; Protestanten: 3545; also mehr gestorben als geboren: 540; Juden: 222; also mehr geboren als gestorben: 85; Dissidenten: 14, gleich den Geburten. Im Ganzen starben 5674 Personen; geboren wurden 5432; also mehr gestorben als geboren: 242. Die rapide Bevölkerungszunahme in Breslau geschieht durch fremden Zuzug. Aus obiger Zahlenangabe ergibt sich zugleich, daß die Zahl der Katholiken hier größer sein muß, als man gewöhnlich annimmt. Denn weder nach den Geburten, noch nach den Sterbefällen läßt sich annehmen, daß sie nur ein Drittel der Stadtbevölkerung ausmachen, viel weniger noch, daß die protestantische Einwohnerschaft noch einmal so stark, als die katholische. Getraut wurden in den katholischen Kirchen 434 Paare; in den protestantischen 1028; Juden 81. Mischehen $\frac{1}{3}$ der sämtlichen Paare.

Hamburg. (Die Gebrüder Aberglaube und Unglaube.) Den Rhein. Volksblättern von Kolping wird geschrieben: Wie es mit der gepriesenen „Aufklärung“ hier im Norden steht, soll Ihnen an einem Beispiele klar werden. Ich schweige von den protestantischen Soldaten, welche in Kiel gelegen haben

und von denen mir glaubhafte Bürger erzählt haben, daß sie fast alle ihre „Kugelfesten“ Gebetsbriefe („Himmelsbriefe“) bei sich getragen. Ich erinnere nur an das Kartenlegergeschäft in St. Pauli zu Hamburg, wiewohl dieses nicht die einzige Firma ist. Doch sie ist die beste und berühmteste. Ein sehr elegant gekleideter und fein wohnender Herr, dem man den Wohlstand sofort ansieht, empfängt alle Tage eine gute Anzahl kostbar gekleideter junger Damen und goldgespickter Herrenanfänger und Herrenmänner, die in eleganten Kutschen aus Hamburg, Altona und Umgegend von fetten Gütern und Landsitzen herangefahren kommen, um aus des Meisters Kartenschlage ihr Loos und Schicksal, insbesondere Stand, Rang, Charakter, Gestalt, Vermögensverhältnisse u. s. w. des künftigen Ehegemahls oder der erhofften Allerliebsten trug- und täuschungslos zu erfahren. Mehrliche Geschäfte existiren in Kiel. Man würde ein Narr sein, wollte man diese „Glaubensstärke“ nur dem Landvolke oder dem Zanhagel vindiciren. Nein, lieber Freund! Sie würden sich sehr wundern, wenn Sie die Gesichter und Toiletten dieser Orakel-Befrager und Befragerinnen oft sehen könnten. Kürzlich wurde in einem Altonaer Blatte angezeigt, ein Geschäft, das seinem Mann ernähre und gar wenig Auslagen fordere, stehe zu kaufen. Einige Tage später theilte dasselbe Blatt mit, es haben sich bereits 30 Concurrenten um das Geschäft angemeldet; um weitere Anzeigen zu ersparen, solle ein- für allemal mitgetheilt sein, daß das fragliche Geschäft kein anderes sei, als das Kartenlegergeschäft in Nr. X., dessen bisheriger Inhaber mit Tode abgegangen sei. Und da wollen „gelehrte Herren“ noch absprechen, daß der Aberglaube der leibliche Bruder des Unglaubens sei? Und da wollen die Materialisten noch sagen, der Mensch sei nichts als ein zusammengebackener Ballen Menschenfleisch, der sich einbilde, eine Seele zu haben, dessen thörichtes Vorurtheil das sei, es gäbe eine übersinnliche Welt, das Gefühl für Religion sei römischer Pfaffensturz? Wahrscheinlich, die Hamburger und Andere beweisen, daß, wo mit dem römischen wie mit dem wittenbergischen Pfaffenglauben reine Bahn gemacht ist, dennoch das Herz des Menschen seinen Ursprung und seine Beziehung zu einer übersinnlichen Welt festhält. Der Mensch will doch mehr sein, als Ochsenfleisch!

Italien. (Verschleuderung des Kirchenguts.) Die „Unita cattolica“ erzählt von einem Deputirten, welcher von der Regierung ein confiscirtes Klostergut für 25,000 Frcs. kaufte und es sofort für 500,000 Frcs. wieder verkaufte. Im Ganzen hat man für 120 Millionen Frcs. Kirchengüter zum Verkauf gebracht und von dieser Summe hat die Staatskasse noch nicht zwei Millionen erhalten! Die Generalspizbuben sind schon zufrieden, wenn nur die Kirche beraubt wird.

Die italienische Revolution hat die österliche Zeit nicht vorbeigehen lassen, ohne ihr „An's Kreuz mit ihm!“ ertönen zu lassen. Ihre Blätter haben das Gebot der Beichte unter dem Vorwande angegriffen, daß die Priester dadurch die Gläubigen verpflichteten, gegen die Regierung zu rebelliren. Die piemontesischen Minister haben, theils abschließlich, theils aus Schwäche, diese Bewegung unterstützt. Allein in der Diözese Spoleto wurden der Bischofs-Administrator und drei Pfarrer arretirt unter der Beschuldigung, mittelst der Beichte zum Hass gegen

die Regierung aufgereizt zu haben; in Neapel wurden zwei Jesuiten verhaftet, weil sie gegen die Regierung conspirirt hätten. Es genügt eine allgemein gehaltene, meistens absurde Anklage, um dem Staatsanwalte zur Verfolgung ehrbarer und friedlicher Staatsbürger Vollmacht zu erteilen, die durchgängig sich nicht vertheiligen können, da es sich eben um das Verdictgeheimniß handelt.

Paris. Ein in gegerbte Menschenhaut gebundenes Exemplar der Constitution von 1793 hat, wie wir kürzlich schon andeuteten, unlängst auf einer pariser Bücherausstellung um den Preis von 226 Fr. ein dortiger Buchhändler erstanden. Der Einband hat fast die rothsahe Farbe des Kalbleders, nur ist der Ton nicht ganz so dunkel. Das seltene Stück hat seitdem in Paris zu einem Blätterstreit Anlaß gegeben. Einige meinen, es sei nichts Neues, daß vor Jahren in Meudon Menschenhautgerbereien bestanden haben; Andere betrachten dies geradezu als aus der Luft gegriffen; noch Andere zerbrechen sich den Kopf über eine Aeußerung Merlin's (von Thionville) in der Sitzung vom 12. Ventose: „Bekanntlich wurden nicht in Meudon Menschen gegerbt.“ Diese Worte scheinen übrigens außer dem Buche alles zu sein, was man bis jetzt dafür und dagegen hat anführen können.

Frankreich. (Marienverehrung.) Das Departement der Ober-Loire ist so eben Zeuge einer jener großen kirchlichen Feierlichkeiten gewesen, welche trüben und beruhigen. 80,000 Personen in Prozessionen geordnet, hatten sich zu den Füßen des Gnadenbildes Unserer lieben Frau von Puy vereinigt, um gegen die Blasphemien eines Renan zu protestiren und für Frankreich zu beten. 80,000 Personen sind aus freiem Antriebe gekommen, um Maria, die unbefleckte Empfangene, die Patronin Frankreichs, zu begrüßen. 80,000 Pilger! Das ist gerade die Anzahl der durch ganz Frankreich durch die Kremauer colportirten Exemplare des berühmten Buches von Renan. Die revolutionäre Presse ist vor Wuth außer sich und der Pariser „Siècle“ dieser angebliche Vorkämpfer der Freiheit, fordert — Unterdrückung der Prozessionen. Wenn 80,000 Personen aus ganz Frankreich sich nach der Ober-Loire begeben könnten, um der Mutter des von Renan blasphemirten Gottes öffentlich und feierlich die schuldige Ehre zu bezeugen, „was wird dann,“ ruft der „Siècle“ aus, in Marseille geschehen, wo im nächsten Juni die Einweihung der neuen Gnadenkirche Unserer lieben Frau de la Garde erfolgen soll, wobei, einem Gerüchte nach, 80 Bischöfe und 4 vom Papste entsandte Cardinäle assistiren sollen.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Frä. Anna Polomska, Fr. Rittergutsbes. G. Berka, Sobialkowo; Frä. Ida v. Blacha, Fr. Otto v. Salisch, Kreuzburg.

Gestorben. Fr. Apotheker Knobloch, Lüben; Maurermeister, Weigang, Habelschwerdt; Lieut. E. Sternitzke, Breslau; Fr. Gräfin H. Schlamborski geb. v. Nisch-Roseneck, Siczyn; Seidenfab. A. Wende, Striegau; Ritterg. E. Majunke, Breslau.

Als Verlobte empfehlen sich:

Ottile Reischermann,
Joseph Kaiser.

Krinitz und Driesen, den 1. Mai 1864.

[135]

Kirchenschmuck. Ein Archiv für kirchliche Kunstschöpfungen und christliche Alterthumskunde. Herausg. von Pfarrer Laib und Dekan Dr. Schwarz. Zahlr. 2 Bände oder 4 Hefte mit 24 großen Zeichnungstafeln und Farbdrucken. Der Band oder Semester 2 Thlr.

1864 erstes Quartalheft ist erschienen.

Die Jahrgänge 1859 — 63 oder Band V bis XIV sind zu dem obigen Preise noch fortwährend zu haben.

Um neu eintretenden Abonnenten die Anschaffung der älteren Bände zu erleichtern, setzen wir den Gesamtpreis für diese 10 Bände von 20 Thlrn. herab auf 15½ Thlr.

In Leinwand mit Goldverzierung gebundene Exemplare kosten 3½ Thlr. mehr.

Einzelne Bände nur zum alten Preis.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen (in Breslau durch G. P. Ueberholz).

[130] Verlag der Frauen-Zeitung in Stuttgart.

Durch die Kunsthandlung von Giovanni B. Oliviero in Breslau zu beziehen:

Großer heiliger Kreuzweg in 14 Stationen, jede 33" hoch 26" br., in prächtigen Oelfarben druck direct auf Malerleinwand nach Originalen des Prof. Fortner. Preis 120 Thlr. Die Einrahmung wird zu den billigsten Preisen geliefert.

Herrn Kunsthändler Giovanni B. Oliviero in Breslau.

Die Fortner'schen Bilder befriedigen allgemein und sind wirklich sehr gelungen zu nennen, auch die Einrahmung ist recht schön und preiswürdig. Mit dem Wunsche, daß Sie noch recht zahlreiche Aufträge der Art erhalten mögen, zeichne ich mich hochachtungsvoll

[131] Pfarrer Rotber in Deutsch-Leippe.

Von heut ab verkaufe sämtliche Leinwand zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Am Neumarkt, in der „blauen Marie.“

[132]

Kleine Scheitnigerstraße Nr. 18 ist eine sehr freundliche Wohnung, bestehend aus 2 Stuben, heller Küche und Entree nebst Zubehör, 2 Treppen hoch, für 62 Thlr. zu Johanni zu beziehen.

[133]

Ein Student der Theologie sucht Stunden zu geben. Das Nähere auf Anfragen unter G. M. franco poste rest. Breslau.

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede-Strasse 35.

Breslauer Börse vom 2. Mai 1864.

Getreide-Preise vom 2. Mai.

Freiw.Staats-Anl. 4½	—	Posener Pfandbr. 3½	—	Schles.neueLit.B. 4	—	W. Weizen Schf. 62—67—72 Sg.
convert. v. 50 u. 52 4	95½ B.	do. do. 4	—	do. Lit. C. . . 4	100½ G.	G. Weizen . 62—65—67 .
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do. neue 4	95½ B.	do. Lit. B. . . 3½	—	Roggen . 43—44—46 .
Preuss. Anl. 55. 56 4½	100½ B.	Schles. Pfandbr. 3½	92½ G.	Schles. Rentenbr. 4	98½ G.	Gerste . 33—36—39 .
Preuss. Anl. v. 59 5	106½ B.	do. Rustical 4	100½ B.	Posen. Rentenbr. 4	95½ G.	Hafer . 27—29—31 .
Präm.-Anl. 1855 3½	123½ G.	do. do. 3½	—	Oesterr. Nat.-Anl. 5	70½ G.	Erbsen . 42—46—50 .
Staats-Schuldsch. 3½	90½ B.	Schles.neueLit.A. 4	100½ G	Oesterr. Banknoten	87½ G.	Kartoffeln . . Sack 26—36 .